

WEITBLICK Festival 2025 Artist Interview mit Alba Scharnhorst

Vielleicht magst du direkt einmal berichten, wie du zu diesem Projekt gekommen bist? Und was wir unbedingt darüber wissen müssen?

Ich habe dieses Projekt während meines Masterstudiums an der RCA angefangen. Zunächst habe ich mich geweigert, mit meiner Familie zu bestimmten Themen zu arbeiten. Dann habe ich mit zwei Bildern begonnen, eines in der Küche, wo Blut aus dem Ohr meiner Schwester tropft, und eines im Badezimmer, wo sie weint. Mein Tutor meinte schließlich, dass dieses Projekt wertvoll wäre.

Das war das erste Mal, dass ich die therapeutische Arbeitsweise meiner Fotografie, die ich normalerweise für meine Selbstporträts genutzt habe, auf die Geschichte meiner Familie angewendet habe.

Ihr müsst wissen, dass dieses Projekt von der Entstehung meiner Familie erzählt: Meine Eltern sind 1994 aus der Gegend um Stuttgart in die USA ausgewandert, wo dann meine Schwestern und ich geboren wurden. Meine jüngste Schwester Masantu wurde im Alter von drei Jahren aus Äthiopien adoptiert und ist zehn Jahre jünger als ich. Die Puppenstube, die wir in diesen Bildern als eine Art „Bühne“ benutzen, ist seit vier Generationen in unserer Familie und wurde auch mit in die USA gebracht.

Mein Vater hat die Puppenstube fertiggebaut; sie besteht aus drei Etagen. Masantu, meine Schwester, spielt hier wie eine Riesenfigur damit, und die Bilder funktionieren als Metapher für ihr Ankommen in unserer Familie.

Hast du selbst ein Lieblingsfoto?

Mein Lieblingsfoto ist ohne Frage das Bild mit dem Titel „Der Stammbaum“. Ich hatte so viel Spaß daran, dieses Bild zusammenzustellen. Die kleinen Rahmen mit Fotos unserer Familie habe ich selbst gedruckt und im Puppenraum aufgehängt. Dafür habe ich auch viel in unserem Familienarchiv recherchiert, um die passenden Fotos herauszusuchen.

Masantu hält außerdem ein Bild von sich selbst in der Hand, als würde sie es gleich an die Wand hängen. Für mich ist das teilweise das Ziel meiner Fotografie: Bilder zu schaffen, die kleine „Easter Eggs“ enthalten, die man nur entdeckt, wenn man das Bild mehrere Minuten lang betrachtet. Für mich sind Fotos, die zu offensichtlich sind, langweilig. Diese Ebenen geben der

Fotografie den Humor und das Staunen, das ich so sehr liebe.

Wie gehst du an so ein Projekt dran? Erst das Konzept dann die Fotos? Oder entstehen Schnappschüsse und dann entwickelt sich daraus ein Projekt?

Mein fotografischer Prozess ist manchmal sehr kurz, manchmal aber auch ganz lang. Dieses Projekt ist ziemlich schnell entstanden. Meistens beginne ich mit einem Objekt, das ich verwenden möchte. Dann versuche ich, in meinem Unterbewusstsein die „Geste“ zu finden, die ich mit diesem Objekt machen will. Gleichzeitig überlege ich mir, was diese Geste aussagen soll, also was mich ursprünglich dazu gebracht hat, dieses Bild machen zu wollen.

Die meisten meiner Arbeiten sind stark inszeniert und würden nicht in die Kategorie „Schnappschuss“ fallen. Aber sobald ich eine Idee aufgebaut habe, kann die eigentliche Umsetzung sehr schnell gehen, vor allem, wenn ich mit meiner Familie arbeite. Sie verstehen meine künstlerische Vision sehr gut, da sie seit vielen Jahren mit mir zusammenarbeiten, schon lange bevor dieses Projekt entstand, als ich noch zehn Jahre lang mit meinen Selbstporträts beschäftigt war.

In diesem Fall gab es viele Themen in das Konzept: zum Beispiel den Rassismus, den meine Schwester als Kind von Fremden und auch von unseren Verwandten erfahren hat, und unsere Beziehung zueinander. Mein Versuch war es, sie zu unterstützen, obwohl ich selbst auch noch ein Kind war, als sie aufgewachsen ist.

Welche Bedeutung hat für dich die Puppenstube?

Die Puppenstube wurde von meinem Urgroßvater angefangen. Er arbeitete in einer Nudelfabrik, und die erste Etage ist aus Holz von alten Nudelkisten gebaut. Für mich ist die Puppenstube ein Erbstück unserer Familie. Mein Opa, der die Puppenstube weitergebaut hat, ist vor zwei Jahren gestorben. Er war Deutschlehrer und hat mir immer viele Geschichten über unsere Familie erzählt, über seine Kindheit, den schwäbischen Dialekt und den Zweiten Weltkrieg.

Ich habe meinen Opa sehr geliebt, aber es gab auch Themen, bei denen wir nie wirklich zueinander gefunden haben. Jetzt, wo er nicht mehr da ist, sehe ich es als meine Aufgabe, die Erinnerungen und Geschichten unserer Familie weiterleben zu lassen. Das ist für mich umso wichtiger, weil meine Eltern nicht so viel Kontakt zur deutschen Kultur oder Sprache haben. Meine Schwester

Katherine nimmt gerade Deutschkurse, und wir beide versuchen, das am Leben zu halten, auch falls wir einmal eigene Kinder haben.

Die Puppenstube war außerdem ein Weg, in unserer Familie über schwierige Themen ins Gespräch zu kommen. Für mich ist es wichtig, damit auch Masantus Prozess der Identitätsfindung zu feiern, genauso wie meinen eigenen.

Wo ist die Puppenstube jetzt?

Sie steht in San Diego in unserem Familienhaus! Leider ist sie zu schwer und zu fragil, um sie nach Europa zu transportieren, aber vielleicht wird sie in einer zukünftigen Ausstellung in den USA zu sehen sein.

Wie schaust du jetzt mit etwas Abstand auf das Projekt?

Offensichtlich ist die politische Situation in den USA gerade sehr kritisch. Seit ich dieses Projekt 2021 gemacht habe, haben sich die Verhältnisse für Immigrant:innen und People of Color eher verschlechtert als verbessert. Ich habe das Projekt ursprünglich als Symbol für einen Weg nach vorn gesehen und glaube, vielleicht etwas idealistisch, dass interkulturelle Familien wichtig für unsere Gesellschaft sind.

Seitdem habe ich auch viel über Fotografie und die Frage nachgedacht: Wer darf wen fotografieren und repräsentieren? Ich habe durchaus auch negative Reaktionen auf das Projekt bekommen, konnte mir damals aber nicht vorstellen, dass es so oft und in so vielen unterschiedlichen Kontexten gezeigt werden würde. Ich bin sehr dankbar, dass es weiterhin Interesse weckt, und ich sehe die Bilder als einen spielerischen, zugänglichen Weg, um über ernstere Themen zu sprechen.

Als wir diese Serie gemacht haben, war Masantu 13 Jahre alt, in zwei Wochen wird sie 18. Ich mache mir Sorgen um sie. Wir gehören beide zur Generation Z, und ich fürchte, was in den USA passieren könnte, wenn die Regierung Bürger:innen immer stärker zum Schweigen bringt und zensiert. Gleichzeitig sehe ich es als wichtig an, diese Probleme nicht auszublenden, sondern weiter über sie zu sprechen. Ich hoffe, dass ich die Arbeit weiterhin zeigen und damit auch die Schönheit feiern kann, die entsteht, wenn Familien aus unterschiedlichen Ecken der Welt zusammenkommen.

Welche Bedeutung hat für dich Fotografie auch jenseits dieses Projektes?

Fotografie ist für mich ein Weg, um durch emotionale Themen zu arbeiten. Seit ich 13 Jahre alt bin, benutze ich die Kamera, um mich selbst zu studieren und

auszudrücken. Lange Zeit hatte ich keine Worte dafür, erst während meines Masterstudiums habe ich durch meine Dissertation „American Identity and Photographic Healing“ verstanden, was ich eigentlich mache.

Fotografie ist für mich eng mit meiner Identität als Frau, Bisexuelle, binationaler Mensch und Künstlerin verflochten. Themen wie KI interessieren mich weniger, für mich geht es vielmehr um das Aufbauen von Bildern, die körperliche Erschöpfung nach einem Fotoshooting, und das Bedürfnis, eine Idee so lange zu verfolgen, bis sie für mich stimmt. Dabei entstehen natürlich auch Überraschungen, aber Fotografie gibt mir eine Form von Kontrolle und zugleich einen Raum, um mit meinen Liebsten etwas zu erforschen.

Ich versuche aktuell, meine Praxis über die Arbeit mit meiner Familie hinaus zu erweitern und auch mit Fremden zu arbeiten. Aber dieser Prozess ist langsamer, weil Menschen in dem Moment, in dem ich sie fotografiere, keine Fremden mehr für mich sind.

Was sind deine aktuellen Projekte?

Zurzeit arbeite ich an meiner Serie *Rituals*. Darin setze ich mich mit meinem Aufwachsen im konservativ-christlichen Umfeld der USA auseinander und untersuche Themen wie Sexualität, Glaube und die Rolle des weiblichen Körpers. Die Arbeit besteht vor allem aus Selbstporträts, in denen ich religiöse Symbole neu interpretiere und sie in einen queeren, feministischen Kontext überführe.

Mein Ziel ist es, *Rituals* als Buchprojekt umzusetzen, und ich bin aktuell auf der Suche nach einem passenden Verlag, der dieses Vorhaben mitträgt. Ich sehe in einer Publikation die Möglichkeit, die Serie in eine breitere Diskussion einzubringen und sie langfristig zu bewahren.

Parallel dazu plane ich ein practice-based PhD, um meine therapeutische Arbeitsweise mit Fotografie weiter zu erforschen und theoretisch wie künstlerisch zu vertiefen. Dabei möchte ich genauer untersuchen, wie Fotografie in familiären und persönlichen Kontexten Heilungsprozesse unterstützen und neue Räume für Identität und Zugehörigkeit eröffnen kann.